

JAMES RUNCIE

Der
Schatten
des **Todes**

SIDNEY CHAMBERS
ERMITTELT



Atlantik

A

Die Anwaltskanzlei Morton Staunton war im Erdgeschoss eines Flachbaus untergebracht, der an den gelben Backsteinvorbau des Bahnhofs von Cambridge angrenzte. Links befanden sich ein Wartezimmer und Miss Morrisons Büro, rechts die Zimmer der beiden Teilhaber Clive Morton und Stephen Staunton.

Die Sekretärin war eine Überraschung für Sidney. Er konnte sich nicht erinnern, sie bei der Trauerfeier gesehen zu haben und hatte sich eine Klischeevorstellung gemacht – grüner Tweedrock und braver Haarknoten, eine typische Girton-College-Absolventin, die mit ihrer Mutter und mehreren Katzen zusammenlebte. Stattdessen stand nun eine zierliche, elegante Frau Ende dreißig mit flinken Augen und feingeschnittenen Zügen vor ihm. Sie war ganz in Schwarzweiß gekleidet und trug Silberschmuck, der gut mit ihrem modisch frisierten grauen Haar harmonierte.

»Miss Morrison? Ich glaube, wir sind uns bislang nicht begegnet ...«

»Ich habe mich gleich nach dem Gottesdienst davongemacht – all das ging mir sehr nah, das werden Sie verstehen.«

»Ja, natürlich.« Schon bedauerte Sidney, dass er hergekommen war. Was fiel ihm ein, sich hier einzumischen? Während seiner Vorbereitung auf das Priesteramt hatte er sich auf das ruhige Leben eines braven Landpfarrers gefreut, und jetzt steckte er die Nase in anderer Leute Angelegenheiten und wurde in Probleme verwickelt, die ihn überforderten. Es galt, sich auf den offiziellen Grund für seinen Besuch zu konzentrieren: die Beschaffung von Stephen Stauntons Letztem Willen.

»Ich komme hoffentlich nicht ungelegen?«, fragte er.

»Es gibt noch viel zu ordnen, aber mein Job hat sich halbiert, und ob wir einen neuen Partner bekommen, weiß ich nicht.«

Sidney warf einen Blick auf Miss Morrisons Schreibtisch mit den um eine offensichtlich viel genutzte Schreibmaschine herum verstreuten Schriftstücken. Auf einem dicken Buch – anscheinend einem russischen Roman – lag eine Tüte Zitronenbonbons.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte sie.

»Ich komme im Namen von Mrs. Staunton«, begann Sidney. So weit stimmte das sogar. »Sie können sich vorstellen, dass sie zurzeit ziemlich angegriffen ist. Ich habe ihr angeboten, mich zu erkundigen, ob ihr Mann ein Testament hinterlassen hat.«

»Das habe ich mir auch schon überlegt, Canon Chambers.
Erstaunlicherweise ist das nicht der Fall. Da war er wohl wie viele andere
Anwälte auch, die sich gut darauf verstehen, Anweisungen für andere Leute
zu formulieren, und darüber ihre eigenen Angelegenheiten vergessen.«

»Und Mr. Staunton brauchte so etwas wie einen weiblichen Kümmerer?«

»Mein Chef war kein Ausbund an Ordnungsliebe.«

»Sie haben seinen Bürokalender geführt, seine Termine organisiert und
dergleichen?«

»Ja, natürlich.«

»Sie hatten sozusagen sein Leben fest in der Hand.«

»Nicht ganz.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Er hatte seine Geheimnisse.«

»Die meisten Menschen legen wohl Wert auf eine gewisse Privatsphäre.
Das geht mir nicht anders.«

»Mr. Staunton hatte einen privaten Taschenkalender, und wenn jemand
direkt mit ihm verhandelte, notierte er das dort. Da gab es manchmal ein
ziemliches Durcheinander. Wenn er zum Beispiel abends noch Termine
ausmachte und mir am nächsten Morgen nichts davon sagte, kam es
gelegentlich zu Überschneidungen. Im Großen und Ganzen kamen wir aber
recht gut miteinander aus.«

»Er hat Ihnen also nicht alles erzählt?«

»Er schützte sein Privatleben. Und er wollte sich nicht durch zu viele
Termine einengen lassen.«

Ihr beiläufiger Ton überzeugte Sidney nicht. »Ich frage das nicht gern,
Miss Morrison – aber war Ihr Chef ein schwieriger Mensch?«

»Es war nicht leicht mit ihm, aber wenn man so lange mit jemandem
zusammenarbeitet, gewöhnt man sich an alles.«

Sidney wollte gerade eine Frage zu Stephen Stauntons Gemütsverfassung
stellen, als ein Zug so geräuschvoll vorbeifuhr, dass die Scheiben zitterten.

»Das ist ja schrecklich«, sagte er.

»Nur die Schnellzüge machen so viel Lärm, sie kommen aber nur alle zwei
Stunden hier durch, das ist nicht so schlimm. Man gewöhnt sich daran.«

Sidney wollte seine Befragung gerade wieder aufnehmen, als Clive
Morton erschien, ein hochgewachsener Mann mit zurückgekämmtem etwas
zu langem blonden Haar, in das sich schon das erste Grau mischte. Er trug

einen dunkelblauen Blazer und Flanellhosen, ein weißes Oxfordhemd und einen Savage-Club-Schlips – ganz eindeutig betrachtete er sich als das Aushängeschild der Firma.

»Wir haben uns seit der Trauerfeier nicht mehr gesehen, nicht wahr?«, begrüßte er Sidney. »Hoffentlich hat meine Sekretärin Ihnen jeden Wunsch erfüllt.«

»Er fragte nach einem Testament«, schaltete Miss Morrison sich ein.

Der Anwalt wirkte überrascht. »Fällt das denn in Ihr Gebiet?«

»Mrs. Staunton bat mich, hier ...«

Clive Morton schien Sidneys Besuch verdächtig zu sein. »Soso ...«

Das also war der Mann, den Pamela Morton hatte verlassen wollen. »Ich kam gerade vorbei, als ...«

»Für Papierkram hatte er nicht viel übrig, unser Stephen. Er konnte ziemlich schludrig sein. Ich glaube kaum, dass er sich um ein Testament Gedanken gemacht hat. Er hatte ja nicht mal den Anstand, uns mit ein paar dünnen Worten zu erklären, warum er etwas so Grauens getan hat. Die arme Mrs. Hughes ...«

»Wie bitte?«

»Unsere Putzfrau. Sie hat ihn gefunden.«

»Es gibt also tatsächlich keine Erklärung für seine Tat?«

»Einen so dramatischen Schritt braucht man nicht groß zu erklären. Er hat sich mit reichlich Whisky Mut angetrunken, und – peng! – weg war er.«

»War er schon lange Ihr Teilhaber?«

»Fast fünf Jahre. Wir haben zusammen hier am Trinity College studiert und nach dem Krieg wieder Kontakt zueinander aufgenommen.«

»Sie waren also befreundet?«

»Mehr oder weniger. Ab und zu gab es Misstöne, aber nie was Ernstes. Allerdings muss ich sagen, dass Stephen verdammt launisch sein konnte. Der Charmeur aus Ulster, der zu viel trinkt und einem dann erzählt, dass alles hoffnungslos ist – Sie kennen ja den Typ ...«

Clive Morton beherrschte den Raum. Miss Morrison nickte kurz und ging hinaus. Sie wirkte verstört.

Sidney hakte nach. »War er jähzornig?«

»Allerdings. Einmal habe ich gesagt, ich fände es witzig, dass einer, der eine deutsche Frau hat, seine Schriftstücke mit SS paraphieren muss. Da ist er ausgerastet.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Humor war nicht seine stärkste Seite.« Clive Morton ging zu dem Tisch mit den Getränken hinüber und machte eine Flasche Sherry auf. »Wie wär's mit einem Drink, Canon Chambers? Es ist fast Mittag – und Sie können sich ja vorstellen, was in den letzten Tagen hier los war ...«

»Danke, aber ...«

»Na, kommen Sie schon ...«

»Einen kleinen Whisky vielleicht.«

»Tatsächlich? Ich hätte Sie für einen Sherrytrinker gehalten.«

»Ja, das denken die meisten. Aber ich hätte doch lieber einen Whisky, wenn das möglich ist.«

»Wie nehmen Sie ihn?«

»Pur, bitte, aus dem Dekanter.«

»Stephen hatte eine Schwäche für Whiskey mit »e«. Mir ist Gin Tonic lieber. Miss Morrison bringt uns sicher gleich Eis, sie weiß, dass ich vor dem Mittagessen eine kleine Stärkung brauche.«

Sidney nahm einen Schluck Whisky, den Morton aus dem Dekanter eingeschenkt hatte. Er schmeckte genau wie zu Hause. »Ist der aus Stephen Stauntons Vorrat?«

»Keine Ahnung. Um unsere Getränke kümmert sich Miss Morrison. Normalerweise bieten wir Gin oder Sherry an, ein Mandant, der besonders aufgewühlt ist, kriegt auch schon mal einen Schluck Brandy. Stephen hat sich immer an seinen Whiskey gehalten.«

Sidney war kein Kenner, aber er hatte genug Zeit mit seinen Kameraden von den Ulster Rifles verbracht, um zu schmecken, dass er nicht Stephen Stauntons Lieblingswhiskey auf der Zunge hatte. Es fehlten der rauchige Geschmack, die fruchtige Süße, die an Vanille und dunkles Toffee erinnerte – kurzum, es war kein Bushmills.

»Stephen hat immer zu viel getrunken«, fuhr Clive Morton fort, »und früher oder später macht das die Leute fertig. Ich habe das bei vielen Freunden gesehen, besonders bei denen, die nach dem Krieg nicht mehr richtig Fuß fassen konnten. Sie kommen nach Hause und können nicht über das sprechen, was sie durchgemacht haben. Also trinken sie, um sich aufzumuntern, der Alkohol deprimiert sie, und dann trinken sie noch mehr, um die Depression loszuwerden. Waren Sie bei der kämpfenden Truppe, Canon Chambers, oder nur bei der Militärseelsorge?«

»Ich habe bei den Scots Guards gekämpft, Mr. Morton.« Das klang schroffer als beabsichtigt, aber von einem Clive Morton mochte Sidney sich nicht begönnern lassen.

»Alle Achtung«, stellte sein Gastgeber fest.

Sidney erinnerte sich an die Übungen auf den Meadows, wo sie Bajonette in Sandsäcke hatten stoßen müssen und ihnen gesagt worden war, wie wichtig es sei, den Feind zu hassen. Das hatte er nie gut gekonnt, aber vom Tod hatte er vermutlich mehr gesehen als der Anwalt.

»Ist das im Dekanter alles, was noch übrig ist?«, fragte er.

Morton lachte. »Warum? Wollen Sie noch einen?«

Sidney dachte daran, dass Hildegard Staunton gesagt hatte, in Cambridge sei kein Bushmills aufzutreiben, und eine andere Sorte habe ihr Mann nicht angerührt. »Nein, danke, das genügt mir völlig.«

Es gab eine Pause. Sidney wusste, dass er jetzt eigentlich gehen müsste, aber nach längerem Schweigen sagen manche Leute oft mehr, als sie wollen. »Glauben Sie, dass es kompliziert sein wird, Mr. Stauntons Angelegenheiten zu regeln?«, fragte er schließlich. Im Beisein von Pamela Mortons Mann fühlte er sich ausgesprochen unbehaglich. Ob der Ehebruch seiner Frau eine Art heimliche Rache gewesen war?

»Anwälte sind ein wenig wie Ärzte, Canon Chambers. Wir lassen das eigene Leben außer Acht, vielleicht weil wir uns für unsterblich halten. Ein Berufsrisiko.«

»Aber im Fall von Stephen Staunton ...«

»Es war wohl unvermeidlich«, stellte Clive Morton fest.

»Glauben Sie?«

»Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich mochte ihn. Wir waren mal eng befreundet, aber in letzter Zeit ist er auf Distanz gegangen und war ausgesprochen launenhaft. Und mit einem Partner, der schon nach der Mittagspause beduselt ist, kann man nicht arbeiten.«

»Hat Miss Morrison ihn vielleicht hin und wieder gedeckt?«

»Sie haben es erfasst, Canon Chambers. Es war schon beinah lächerlich. Was die Abende betrifft, habe ich zu ihm gesagt, würde ich ein Auge zudrücken, aber einen Mann, der sich zweimal am Tag zuschüttet, könnte ich nicht weiterbeschäftigen.«

»So schlimm war es?«

»Manchmal. Ich will damit nicht sagen, dass er Alkoholiker war. Aber er